


**Nr. 136.** **Bromberg, den 25. Juli** **1926.**

# Die Hosen des Herrn von Bredow

Roman von **Willibald Alexis.**

(6. Fortsetzung.)

VI.

### Der späte Gast.

Die Hunde kläfften, und der Türmer stieß ins Horn. Ein einzelner Reiter hielt vor der Zugbrücke. Kaum daß er den Namen genannt, als man sich fast übereilte, das Gatter aufzuziehen und die Zugbrücke niederzulassen, derweil andere ins Herrenhaus liefen, den unerwarteten, seltenen und, wie es schien, vornehmen Gast anzumelden.

Die brennenden Kienspäne beleuchteten eine nicht unedle, hohe, ritterliche Gestalt. Auf einem schönen Rappen ritt er jetzt, etwas gebückt, durchs Tor. Dem Reiter und seinem Tier sah man es an, daß Wald und Nacht für gewöhnlich nicht ihr Nachtquartier waren, daß der Reiter auch gewohnt sein mochte, in stolzeren Schlössern einzureiten und sein Roß in besseren Ställen zu nächtigen. Sichtlich hatten beide mit Wind und Wetter zu kämpfen gehabt, und es brauchte beim Willkommen kaum ausgesprochen zu werden, daß er verirrt war und Sturm und Nacht ihn in diese abgelegene Burg verschlagen hatten.

Als ihn die Burgfrau sah, kannte man kaum Frau Brigitten von vorhin wieder. So verwundert war sie, so tief neigte sie sich vor dem Herrn, und in einem ganz anderen Tone sprach sie: „Gottes Wunder, Herr von Lindenberg, wie kommen wir zu der Ehre?"

„Alle Heiligen mit Euch, liebe Base, das weiß ich selbst nicht."

„Und ganz allein?"

„Mutterseelenallein. Wenn der Teufel die andern nicht holt, so tut's der Sturm und das Wetter."

„Und Seine —" der Ritter erriet das Wort, das auf den Lippen der Edelfrau erstarb.

„Der Himmel und der heilige Johannes wird Seine Kurfürstliche Gnaden, hoffe ich, besser nach Berlin bringen, als mein Gaul mich durch die Heiden und Sümpfe der Zauche jagte. Ihr seht, ich bin verirrt. Auf der Jagd war ich in dem Belziger Forst mit dem Kurfürsten. Zur Jagd kann ich nicht zurück, denn die Jagd ist aus. Zum Kurfürsten kann ich auch nicht, denn da dies Haus, wie ich mit Vergnügen sehe, Hohen-Ziatz ist, bin ich ganz aus der Richte gekommen, und mein Herr ist aller Vermutung nach schon über den Teltow nach Berlin geritten. Ich muß den nächsten Weg wählen über Potsdam. Da aber weder ich dazu Lust noch mein Pferd die Kräfte hat, sogleich aufzubrechen — auch meine Base ein so freundlich Gesicht macht —, muß ich es schon vorziehen, Eure Gastfreundschaft auf ein paar Stunden anzusprechen."

„Konrad, Ruprecht! Ihr seid recht müde! Ach und Euer Roß, was ist's im Schweiß!"

Konrad und Ruprecht griffen ihr zu ungeschickt zu. Die Edelfrau stieß Hans Jürgen heran, daß er dem edlen Gast die Steigbügel halte, was in der Tat nötig schien, denn als er vorhin den Versuch machte, am Prallstein abzusteigen, war das Tier störrig, oder dem Reiter versagten nach dem langen Ritt die Kräfte. Auf Hans Jürgens Schulter sich stützend, schwang er sich aber jetzt mit ritterlichem Anstand auf die Erde.

Der Fackelschein fiel gerade auf Hans Jürgens gar nicht vergnügtes Gesicht, weil er zu einem Dienst gezwungen war, der ihm für eines Ritters Sohn, und noch dazu gegen einen Hofmann, nicht sehr ehrbar schien. Der Ritter sah ihn flüchtig, aber scharf an.

„Ei, welchen vornehmen Dienstmann meine Base die Güte hat, mir zu bestellen. Der Junker von Selbelang, wenn ich recht sehe. Wie geht es, Herr von Bredow?"

„'s ist nur Hans Jürgen", flüsterten die Leute; der vornehme Herr reichte ihm aber doch verbindlich die Hand und neigte sich freundlich zu ihm, ehe er die der Base ergriff und schöne Worte ihr sagte von alter Freundschaft und den guten Zeiten, die gewesen und nicht wiederkämen. Als sie ihn neckisch schalt, daß er so lange in Hohen-Ziatz sich nicht habe blicken lassen, antwortete er, wenn einer dabei verloren, sei er es. „Ach, diese guten alten Zeiten, als ich noch ein freier Mann war!"

Er seufzte, und nun sah er den Junker Peter Melchior.

„Welche Freude, einen so alten Freund zu sehen!" Er ließ es nicht bei einem Händedruck genügen. „Und welche Überraschung, auch den würdigen Dechanten von Alt-Brandenburg! Ist's doch fast, als hätten die Hexen mich in ein Zauberschloß geführt, wo ich lauter alte, liebe Bekannte finde."

„Sprecht nicht von Hexen, Herr von Lindenberg", sagte Peter Melchior. „Mit denen ist nicht zu spaßen."

„Ihr habt recht", lachte der Gast. „Es wär' übel, wenn ich plötzlich erwachte, alles wär' verschwunden, und ich läge allein im Moor. Aber wo ist unser biederer Wirt. Ei, wo versteckt sich Herr Gottfried!"

Die Edelfrau schlug die Augen nieder: „Ach, Herr von Lindenberg, seit er aus Berlin kam —"

Er ließ sie nicht aussprechen: „Richtig, ich entsinne mich, er kommt vom Landtage."

„Und da ist er noch etwas angegriffen."

„Er tat dem Landmarschall Bescheid, Base, Bescheid wie ein Edelmann, das kann ich versichern. Ein wackerer Ritter, recht aus der alten Zeit. Will keinen über sich kommen lassen. Man lobte ihn allgemein in Berlin als er in den Wagen gehoben ward. Der Kurfürst, darf ich Euch vertrauen, war sehr zufrieden, wie er sich beim Landtag benommen. Das ist ein braver Mann, sagten Seine Gnaden, der gehört nicht zu den Stänkern, die alles besser wissen wollen als ich."

Nach einem langen Ritt durch Nacht und Wald war auch ein Hofmann jener Tage hungrig und durstig; darum nahm er gern den Arm der Hausfrau, als diese ihn aufforderte, unter ihrem schlechten Dach vorlieb zu nehmen mit dem, was der Tisch und Keller noch biete. Aber an der Schwelle wandte er sich rasch um: „Mein Pferd!"

„Für das ist gesorgt."

„Nicht wie es sollte!"

Leicht gegen die Edelfrau sich verneigend, sprang er rasch zurück auf den Hof, wo Hans Jürgen, der nur einem Wink seiner Verwandten, diesmal minder verdrossen, gefolgt war, eben im Begriff stand, den Rappen des Herrn von Lindenberg in den Stall zu führen.

„Ihr irrt, Junker Bredow, es ist m e i n Pferd."

„Weiß wohl; ich tät's in den Stall führen."

„Das ist Knechtes Arbeit, nicht eines Adligen. Ein Edelmann darf nur für sein eigen Roß sorgen."

Ehe er's ausgesprochen, hatte er Hans Jürgen den Zügel entnommen, ihn mit einem Wurf und einem herrischen Blick dem nächststehenden Knecht über den Arm geworfen, dem Rappen einen liebkosenden Schlag auf den Hals gegeben und dann wieder vertraulich die Hand auf Hans Jürgens Schulter gelegt: „Nun, Junker von Selbelang, wollen wir miteinander einen Humpen leeren aufs Andenken Eures Vaters. Das war ein lieber Mann, mein

Freund, der wußte zu leben. Schade um ihn, daß er so früh das Zeitliche gesegnen mußte."

Die Halle war schnell erhellt von Fackeln und Lichtern. Was hatte die Hausfrau zu sorgen, zu klingeln, rufen, schelten, flüstern, daß ihr Haus Ehre habe vor dem späten Gast. Fast war es zu viel Sorge und Arbeit, noch in die Nacht hinein nach einem Sturm und einer großen Wäsche.

Doch der Gast verdiente es. Es war ein Mann etwa in den Vierzigern, hoch und stattlich gewachsen; im Gesicht den Hofmann und den Ritter nicht verleugnend. Sein Tritt, seine Bewegungen waren sicher und fest, aber dabei fein und geschmeidig; seine Tracht der Sitte der Zeit, wenigstens in Brandenburg, um etwas vorangeeilt. Das schon besprochene Kleidungsstück, welches damals anfing so viel Gerede zu machen, würde auch seinem Körper wohl gestanden haben, aber er kam nicht vom Hofgelage, sondern von der Jagd. Über den hohen braunen Stiefeln mit Silbersporen, die bis über die Knie reichten, schmiegten sich engere Hosen an den markigen Wuchs, die nur am Leibe, nach der burgundischen Mode, in leichte Puffen ausgingen. Nach derselben Mode war auch sein gesticktes Tuchwams, welches sich in einer Spitze tief zum Nabel senkte und von einem ausgelegten Gurt festgehalten wurde. Daran hing der kürzere Jagddegen, auch ein feines Stück Arbeit. Um den Hals schmiegte sich eine Krause, die den Hofmann, der das Ausland gesehen, deutlicher noch verriet und selbst den Stürmen des nächtlichen Rittes widerstanden hatte. Seine Stirn war nicht zu hoch, sein Bart nicht zu lang, aber sorgfältig gekräuselt, und die ins Rötliche spielenden Haupthaare waren fast glatt geschnitten. Locken, die in wildes Haar ausarteten, und struppige Bärte galten in jener Zeit noch als ein Zeichen männlicher Kraft und adligen Mutes in diesem Lande.

Wenn er sich durch diese Kennzeichen merklich von allen hier Anwesenden unterschied, so war er's noch weit mehr durch sein einnehmendes Wesen und die feine Art, wie er mit jedem sprach. Wie verbindlich reichte er dem Hans Jochem die Hand, sich entschuldigend, daß er ihn vorhin nicht gleich erkannt. Zur Wirtin redete er so traulich und scherzhaft, wie einer, der eine Frau, die ihm nicht gleichgültig war, nach langen Jahren wiedersieht, und es tauchen allerhand liebe Erinnerungen auf, so süß und schön, daß beide darüber die Jahre und Runzeln vergessen. Was sie erzählte und erwähnte, wie bald entsann er sich der geringfügigsten Kleinigkeit; wie hörte er mit anscheinender Aufmerksamkeit zu, und wußte immer dem, was trübe klang, eine freundliche Wendung zu geben. Wie schlug er auf ihre Hand und tröstete, wo es des Trostes bedurfte, nicht wie ein Liebhaber, wie ein alter Freund, der es bleiben wird, trotz der Jahre und Widerwärtigkeiten.

Aber wieder ein anderer ward er, als die Töchter eintraten und mit verschämter Anmut den vornehmen Gast und Verwandten bewillkommneten. Eva Bredow wurde fast rot, daß sie ihm so bäurisch grob die Hand geboten. Er hatte nicht eingeschlagen, sondern die Finger, zart fassend, an seine Lippen gebracht, und auf ihr: „Gott grüß Euch, Vetter von Lindenberg!" hatte er sie eine Weile wie verwundert angeschaut.

„Ei, das schöne Fräulein soll meine Muhme sein!"

„Gewiß, Herr, es ist die Eva", sprach die Mutter erfreut, „so Ihr damals bei der Huldigung auf den Knien schaukeltet. Ihr sagtet noch, sie würde der Mutter gleichen."

Der Gast schien sich noch von seinem Staunen zu erholen: „Wahrhaftig, ich glaube doch am Ende, ich bin hier in einem verzauberten Schloß. Fürchte, wenn ich ihre zarte Hand nicht festhalte, sie wird mir wie ein Nix verschwinden."

„Macht sie doch nicht verschämt. Das dumme Ding ist schon puterrot und wagt nicht, die Augen aufzuschlagen."

Eva hätte wohl die Augen aufgeschlagen; sie schämte sich ihrer Hände; die waren noch rot vom Waschen. Und als er weiter sprach von einer Rose, die er in der Heide gefunden, die aber eines Fürsten Garten zieren würde, ward sie gänzlich ängstlich und hätte fortlaufen mögen, wäre die Mutter nicht gewesen, die ihm auch ihre zweite Tochter vorstellte.

„Welch ein Reichtum von Blumen im Walde! Rosen und Lilien, wie kommen die unter die Kiefern."

„Wir denken so, die Agnes zu unseren lieben Frauen nach Spandow zu bringen."

„Ein frommes Gemüt sehnt sich nach dem Himmel. Doch nicht zu früh, Frau Muhme. Mit der Frömmigkeit muß man nicht gar zu sehr eilen, das Leben ist lang."

„Wie's der Herr schickt! Sind schlimme Zeiten, Herr von Lindenberg. Aussteuer können wir doch nur einer geben. Und weil sie so still ist und so vor sich hinschafft, da meinte mein Gottfried, und der Herr Dechant hat's auch gemeint, sie schickt sich nicht für die böse Welt, und wie das wirsche Volk hier ist. Unser Herrgott nimmt die Stillen am liebsten. Der sieht nicht darauf wie das Mannsvolk, ob die Backen rot oder blaß sind."

„Aber", flüsterte schelmisch der Herr von Lindenberg, „er sieht auf die Grübchen neben den Lippen, ob sich ein Schelm da versteckt hat. Der Schelm ist ein böser Schelm und neckt alle Evas. Keine ist davor sicher, und mögen sie so still und sittsam aussehen wie Eure Tochter."

„Ja, die Evas, lieber Herr von Lindenberg", lachte die Mutter, „aber die heißt Agnes. Dummes Ding, was erschrickst du dich!"

„Sie wird nicht erschrecken, liebe Base", lachte der Gast, „wenn der arglistige Schelm kommt, dem kein Menschenkind widersteht."

Der Schelm kam nicht, aber Knechte und Mägde, um den Tisch noch einmal zu füllen mit allem, was das Haus und der Keller auftreiben konnte. Da sah man den Herrn von Lindenberg abermals ein ganz anderer werden. Hunger ist der beste Koch, heißt es, aber Hunger und Durst sind auch Fechtmeister, die den gesatteltsten Ritter und Hofmann aus dem Steigbügel werfen. Der Herr von Lindenberg aß, daß es eine Freude für die Hausfrau war; so oft sie einschenkte, schenkte der freundliche Gast ihr einen freundlichen Blick.

„Daß solchem Herrn, der an Besseres gewohnt ist, unser schlechter Wein mundet!"

„In solcher Gesellschaft!" sagte der Gast und reichte auf der einen Seite der Edelfrau, auf der anderen dem Junker Peter Melchior die Hand. Dabei wiegte er sich auf dem Schemel mit einem gar vergnügten Gesicht. „Ihr glaubt vielleicht, daß ich scherze. Denkt euch einen, der die ganze Woche über im Block lag, und am Sonntag wird er frei! Das Hofleben ist —"

Er hielt plötzlich inne. „Wir vergaßen auf die Gesundheit unseres durchlauchtigsten Kurfürsten und Herrn zu trinken, wie es guten brandenburgischen Edelleuten bei jeder Mahlzeit geziemt."

Die Pokale klangen, und der Hofmann hielt es für angemessen, viele Worte zum Lobe seines jungen Fürsten zu sprechen. Da war keine Tugend, die er ihm nicht beimaß. Er sprach so lange, bis er sich den Pokal von neuem füllen ließ. Diesmal galt sein Spruch dem Wohl der tugendsamen, sittigen Hausfrau, seiner lieben guten Base und Wirtin, dann den zarten Fräulein.

„Und daß der Bärenhäuter, der Gottfried, mein alter Freund, nicht zu uns kommt. Ich wollt' ihm einen Trunk bringen, daß er mir Bescheid tun müßte, als säße er noch an der Landtafel."

Des edlen Gastes Heiterkeit teilte sich den andern mit. Man machte den Vorschlag, zum Langschläfer, wenn er nicht herunterkomme, hinaufzusteigen.

„Wir wollen ihn wecken!" jauchzte Peter Melchior, der auch des süßen Weines schon viel getrunken hatte.

„Das überlassen wir seiner Frau," entgegnete der Ritter, welcher das bedenkliche Gesicht der Edelfrau bemerkt. „Frauen wissen immer am besten, wann es Zeit ist, daß die Männer aufwachen sollen."

Die Frau ging, die Töchter nahmen die Gelegenheit wahr, mit ihr zu entschlüpfen.

„Eingeschenkt!" rief der Gast, der selbst einen Becher nach dem anderen hinunterstürzte. „Herr Gott im Himmel und Sankt Petrus am Höllentor, wie ist mir eigentlich wohl unter euch."

Der Dechant hob lächelnd den Finger: „Sankt Petrus, Herr Ritter, steht am Himmelstor."

„Wer da Wache hält ist mir gleich. Ich bin raus aus dem Himmelreich oder der Hölle, wie Ihr's nehmen wollt. Sankt Christoffel, der doch gewiß eine große Ehre hatte, als die ganze Welt ihm auf den Schultern saß, war gewiß auch froh, als der Heiland absaß. So ist mir heut' in den Gliedern."

„Wie manche, Herr Ritter, möchten Eure Last mit Freuden auf ihre Schultern laden."

„Freunde, ich sage euch, 's ist ein . . . Doch davon nachher. Mir träumte heute eigentlich nicht, daß mir's so wohl werden würde." Auf der Stirn des Gastes lagerte sich ein Anflug von Ernst; er strich mit der Hand darüber, wie um die Gedanken fortzustreichen, sie schwebten aber schon als Worte auf seiner Zunge. Es gibt Gedanken, die man aussprechen muß, um sie loszuwerden.

„In Todesangst wachte ich heute morgen auf. Die ganze Nacht hatte es vor mir getaumelt wie etwas am Strick. Schwipp, schwapp. Ich stieß es fort, und immer kam's wieder. Als ich nun endlich aufwachte, da die Hörner schon nach dem Gesinde riefen, packte ich's. Es war die Schellenschnur über meinem Bett, sie war vom Draht losgegangen."

Die Zuhörer lachten.

„Lacht nicht zu früh! Die Hexerei kommt noch. Joachim war noch nie so gnädig, als den Tag mir. Ich spreche sonst gern und viel mit ihm. Einen Hecht an der Angel muß man nicht loslassen, auch Fürsten, so viel es geht, nie selbst denken lassen. Wer's los hat, muß ihnen die Gedanken, die sie denken sollen, in die Hand geben. Ich kann mich rühmen, daß ich's verstehe, sie so handrecht ihm zu drechseln, daß er damit spielt, als wären es seine eigenen lieben Einfälle.

Nur heute ging's nicht. Er sprach gelehrt, wie seine Lust ist. Weiß der Geier, was meine Zunge lähmte; ich hörte schon wieder auf, wenn ich anfing. Mein Auge war wie mit einem Nebelflor umstrickt. Bisweilen kam es mir vor, als ritte neben mir der Scharfrichter."

„Der Kurfürst!"

„Er hat manches Mal ein so strenges Gesicht, daß man daran gemahnt wird."

„So erklärt mein Herr von Lindenberg selbst, was seine bösen Gesichter bedeuten", sagte der Dechant. „Es war ein neblichter Morgen, und die Stimmungen, welche er von einer schlechten Nacht mitbrachte, wurden in seiner Einbildungskraft zu Gespenstern."

(Fortsetzung folgt.)

# Bernard Shaw in zeitgenössischer Beleuchtung.

(Zu seinem 70. Geburtstag am 26. Juli.)

Von Dr. Werner Freytag.

„Shaw hat keinen Feind auf der Welt,
und keiner seiner Freunde hat ihn gern."
(Oscar Wilde.)

Über einen lebenden Dichter wie den nunmehr siebzigjährigen George Bernard Shaw ein zusammenfassendes Urteil fällen, bleibt insofern ein literargeschichtliches Wagnis, behaftet mit dem Stempel kritischer Unzulänglichkeit, als er selbst sein Lebenswerk noch nicht als abgeschlossen gelten läßt. Die Grenzen seines Wesens sind nicht scharf umrissen, verwischen sich sogar recht häufig bis zur Unkenntlichkeit. Man ist versucht zu sagen, er gliche einem Chamäleon, so bunt und wechselvoll erscheint das schillernde Farbenspiel seiner Gedanken und Empfindungen. Er ist nicht einzugliedern, geschweige denn auf eine feste Formel zu bringen, da selbst so ernsthafte Biographen wie Gilbert Chesterton, Frank Harris und Mc. Cabe die Antwort schuldig bleiben, was an ihm und seinen rasch in der ganzen Welt verbreiteten Schöpfungen Natur, was Künstelei, was „echte Überzeugung oder nur gewollte Paradoxie" genannt werden muß. Und das Seltsamste? Man mag den Sozialpolitiker, den Ethiker, den Dramatiker in Shaw (erinnert sei hier nur an Herbert Eulenbergs Pamphlet „Anti-Shaw") wegen seiner zersetzenden, nivellierenden Wirkung scharf ablehnen, verurteilen und bekämpfen und kann ihm doch nicht jenes Maß von Achtung versagen, das einem Menschen von seiner geistig-künstlerischen Bedeutung zusteht. Shaw erweist sich, wie Harris einmal bemerkt, zugleich als „Weltweiser und Gamin, als Egoist und Menschenfreund, Kunstschwärmer und Puritaner". Der geistreiche Julius Bab erblickt in Shaw den „Erzprotestanten", Mc. Cabe hingegen „einen materialistischen Atheisten", Eulenberg in seiner erwähnten Streitschrift „einen Hofnarren der Zeit". Von der Parteien „Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild" also in zeitgenössischer Beleuchtung. Shaw selbst spottet gelegentlich über sich in seiner sarkastischen Art: „Ich werde in den nächsten dreihundert Jahren ein Großmogul der Literatur sein." Sicher scheint uns, daß man den Verfasser von „Frau Warrens Gewerbe" und „Pygmalion", von „Mensch und Übermensch" so schnell vergessen wird wie den der „Törichten Heirat", des „Amateursozialisten" und „Cahsel Byrons Beruf", um nur einige seiner bekannteren Dramen und Romane anzuführen, aber ebenso sicher wird der Dichter der wundersamen „Candida", der „Heiligen Johanna" und des „Methusalem", vielleicht auch von „Caesar und Cleopatra" die Jahre überdauern.

Auch der äußere Werdegang des Dichters verläuft durchaus nicht immer in vorgeschriebenen Bahnen. George Bernard Shaw erblickte am 26. Juli 1856 zu Dublin das Licht der Welt. Der Vater, erst Staatsbeamter, dann Kaufmann und Fabrikant, gelangte Zeit seines Lebens auf keinen grünen Zweig, die Mutter, der Shaw weit mehr verdankt, wird als resolute, musikalische, freiheitlich gesinnte Frau geschildert. Bei einem geistlichen Onkel lernt der Knabe die Anfangsgründe des Lateinischen und empfängt seine weitere Erziehung in einer Methodistenschule. Der Vierzehnjährige kommt in das Büro eines Grundvermittlers und bleibt dort sechs Jahre in bescheidener Stellung. „Meine Bildung und Erziehung", hat Shaw einmal sarkastisch behauptet, „verdanke ich der Tatsache, daß ich mit 14 Jahren aus der Schule floh und auch vorher nur Externer war und nicht die Hälfte meines Lebens auf das Lernen von Aufgaben und Lesen von Schulbüchern verwendet habe." 1876 geht er nach London und sucht dort jahrelang vergeblich Fuß zu fassen. Seine Freundschaft mit William Archer erschließt ihm endlich die Spalten der „Pall Mall Gazette". Bald darauf wirkt Shaw als Kunstkritiker der Wochenschrift „The World". Ein paar Vorträge des englischen Bodenreformers Henry George werden ihm zum Anlaß emsiger sozialpolitischer Studien; die Lektüre des Marxschen „Kapitals" beschleunigt sein Bekenntnis zum Sozialismus. Er wird aktives Mitglied der doktrinär-sozialistischen „Fabiergesellschaft" und betätigt sich vorübergehend auch politisch. 1888 schreibt er als Musikkritiker für den „Star", 1890—94 in gleicher Eigenschaft für „The World", 1895—98 als Theaterkritiker für die „Saturday Review". Inzwischen hat er Charlotte Frances Payne-Townshend geheiratet, deren beträchtliches Vermögen ihn aller materiellen Sorgen enthebt. Damit beschließt er seine Tagesschriftstellerei und wendet sich fortan ausschließlich der dramatischen Produktion zu.

Als erfolgreicher Dramatiker durchbricht Shaw bereits mit seinen ersten Werken das starre Schema der nach Sardouschem Muster völlig französierten englischen Bühnentechnik. Um die ganze Tragweite der Shawschen Umwälzung zu würdigen, muß man sich vor allem den künstlerischen Tiefstand des englischen Theaters der Victorianischen Epoche vergegenwärtigen. Jedenfalls ist Shaws dramatische Gesamtleistung ebenso bedeutend wie sein Kritikvermögen, so daß ihn seine Landsleute mit gewissem Recht den „britischen Molière" genannt haben, da ihm sowohl der tiefe geistige Gehalt wie auch der feingeschliffene Humor dieses Franzosen eigen ist. Es läßt sich allerdings nicht bestreiten, daß Shaws Hang zum Geistreichen, besonders seine beharrliche Ausmalung gewisser Lieblingsgedanken hin und wieder den Wert einzelner Dramen erheblich vermindert hat, wie ja überhaupt häufig das rationalistische Element im Wesen des Dichters überwiegt.

Shaws eigene Lebensanschauung gipfelt etwa in seinen folgenden Worten: „Das ist die wahre Freude im Leben, zu einem Zwecke verwendet zu werden, den man selbst als einen großen erkennt, vollkommen verbraucht zu werden, bevor man auf den Schutthaufen geworfen wird, eine Kraft der Natur zu sein, statt eines fieberhaften, selbstsüchtigen Bündels von Klagen und Kränkungen, das darüber jammert, die Welt wolle sich nicht ausschließlich der Aufgabe widmen, es glücklich zu machen." Es spricht hieraus zugleich ein Zweckgedanke, wie er sich in ähnlicher Fassung im Goetheschen Faust („Das ist der Weisheit letzter Schluß...") und bei Carlyle vorfindet, als dessen offizieller „Platzhalter" Bernard Shaw dem heutigen England gilt. Ist er doch, wie eine begabte englische Dichterin, Ada Tyrell, behauptet, nach Carlyle und William Blake „der einzige Mensch, der die Konzeption des englischen Charakters dank seiner irischen Ader erweitert hat." Zweifellos gehört Bernard Shaw zu den besten englischen Humoristen aller Zeiten und ist noch immer der bedeutendste Vertreter des modernen englischen Schrifttums. Und das besagt viel für einen Siebzigjährigen.

# Die weiße Frau und der Tod des Prinzen Louis Ferdinand.

Von Hans Wahl.*)

Versetzen wir uns wieder in den Abend vor der Schlacht bei Saalfeld zurück und dringen in einen der Säle des Schlosses von Rudolstadt ein. Alle Offiziere des Generalstabes waren dort versammelt, eine Tafel gedeckt; man erwartete die Rückkehr des Prinzen, der am Morgen fortgeritten war, um die neuesten Befehle des Herzogs von Braunschweig entgegenzunehmen. Unsere Ungeduld war um so lebhafter, als der Prinz entscheidende Nachrichten mitbringen mußte, und da jeder die Untätigkeit satt hatte, die seit mehreren Monaten andauerte. Wir zählten die Stunden, die Minuten, mit der lebhaftesten Ungeduld. Um 8 Uhr verkündete uns das Geräusch der Schritte mehrerer Pferde die Ankunft Seiner Hoheit. Kaum hatten wir Zeit gehabt, auf die Freitreppe zu eilen, als der Prinz eintrat. Sein Gesicht war strahlend, ein Lächeln der Befriedigung, das über die Lippen irrte, ließ uns verstehen, daß die Einzelheiten unsere Wünsche übertreffen sollten.

„Zu Tisch, meine Herren," sagte der Prinz zu uns, „mich verschlingt der Hunger. Ich habe Ihnen eine Nachricht zu verkündigen, von der Sie entzückt sein werden. Danken wir Gott, morgen beginnen die Feindseligkeiten, und wir werden die Ehre haben, die ersten Kanonenschüsse mit den Franzosen auszutauschen."

*) Diese Berichte des Grafen Nostitz entnehmen wir dem kürzlich erschienenen Buch: Hans Wahl, Prinz Louis Ferdinand von Preußen, Einhorn-Verlag, Dachau. Die Biographie des unerschrockenen Helden, der ein Neffe Friedrichs des Großen war, ergibt aus Briefen, Tagebuchblättern, Anekdoten und zeitgenössischen Aufzeichnungen ein lebensvolles Bild.

Man nahm Platz um die Tafel, die sich bald mit Flaschen bedeckte, deren überperlender Schaum ihr respektables Alter verriet. Zahlreiche Toaste wurden mit Begeisterung gehalten; niemand in unserem tapferen Heere wurde vergessen.

Die Unterhaltung wurde lebhafter, angefeuerter als gewöhnlich und man las auf jedem Gesicht ein Gefühl von Glück, eingegeben durch die Gewißheit, daß man endlich teilnehmen werde an diesem großen Drama, das sich vor den Augen der Welt aufrollte. Die beiden zauberhaften Worte Ruhm und Vaterland entflammten alle Herzen, fanden sich auf allen Lippen wieder.

Der Prinz war sehr fröhlich, seine gute Laune offenbarte sich durch einige Geistesfunken, die der Feinheit des Geistes entschlüpften. Von Zeit zu Zeit näherte er sich dem Piano und drückte einige melodiöse Akkorde darauf aus. Ich war an seiner Seite: er sagte zu wiederholten Malen zu mir: „Lieber Nostiz! wie glücklich ich in diesem Augenblick bin! Endlich lichtet unser Schiff die Anker, der Wind weht frisch, die Segel schwellen, — glauben Sie mir, es wird in den Hafen zurückkehren, ein wenig zugerichtet vielleicht, aber triumphierend.“ — In diesem Augenblick schlug die Schloßuhr Mitternacht. Mit dem zwölften Schlag geschah eine sonderbare Veränderung mit der Person des Prinzen. Sein schönes Gesicht erbleichte seltsam, seine über die Tasten des Klaviers gleitenden Finger wurden steif, wie gekrampft; er fährt mit der Hand über die Augen, wendet sich zu mir, der diesem Zwischenfall mit Befremden zusah, und, mit einer raschen Bewegung eine Kerze ergreifend, stürzt er auf die Tür zu und verschwindet.

Eilends den Schritten des Prinzen folgend, stürze ich auf die Tür zu, durch die er verschwunden war. Sie führte auf einen langen Korridor, der als Ausgang nur eine Seitentür hatte, die in den Schloßhof hinausging. Da sah ich den Prinzen, der, die flackernde Kerze in der Hand haltend, mit ruckweisen Schritten einer in einen Schleier von auffallender Weiße gehüllten menschlichen Gestalt folgte. Dieses phantastische Wesen entfernte sich, ohne furchtvolle Hast zu zeigen; am gegenüberliegenden äußersten Ende der Galerie angekommen, verschwand die Erscheinung.

Es gab, das wußte ich, keine Tür an dieser Seite. Dieses geheimnisvolle Verschwinden setzte mich in Erstaunen. Der Prinz aber warf die Kerze auf die Erde und begann zu untersuchen, ob eine geheimnisvolle Tür an dieser Stelle angebracht sei. Er ließ seine Hände über die Mauer gleiten, schlug dagegen, um sich zu versichern, ob der Schlag nicht die Existenz einer dieser geheimnisvollen Ausgänge verriete, die in alten Schlössern so häufig sind, aber nichts ... nichts ...! Da näherte ich mich, um ihm bei seiner Untersuchung zu helfen. Bei meinem Anblick zitterte er: „Nostiz, hast du gesehen?“ — „Ja“, antwortete ich mit der größten Kaltblütigkeit, „ich habe eine ganz in Weiß gekleidete Frau gesehen.“

Er ließ mir nicht die Zeit zu beenden. „Es ist also kein Traum! Ich, ich habe sie gesehen ... es ist die weiße Frau ...!“

Ich wollte mich überzeugen, ob ich nicht ebenso wie der Prinz unter dem Einfluß einer Illusion gestanden hätte, und lief zur Wache, um mich zu informieren, ob jemand seit einer Viertelstunde hereingekommen sei.

„Ich habe“, antwortete der Soldat, „einen mit einem weißen Mantel umhüllten Mann gesehen. Habe ich Unrecht getan, ihn vorbeizulassen? Ich hatte keine Instruktion, Offiziere anzuhalten, und den, der hereinkam, habe ich, nach seinem weißen Mantel für einen sächsischen Offizier gehalten.“

Kein Zweifel mehr, es war eine Wirklichkeit. Der Prinz, der mit Ungeduld die Antwort des Postens erwartete, hatte seine Kaltblütigkeit wiedergewonnen.

„Schweigen ...“, sagte er zu mir, „Schweigen auf ewig ...!“ Und er betrat den Saal wieder, ohne irgend jemandes Aufmerksamkeit zu erregen.

Am folgenden Morgen war der Prinz mit Tagesanbruch zu Pferde.

Wenn auch sein Lächeln eine ruhige Sicherheit atmete, war doch seine Stirn nachdenklich, und sein etwas trüber Blick zeugte davon, daß er eine Nacht verbracht hatte, die die Todesangst heimgesucht hatte. Der Prinz wollte jedem üblen Eindruck zuvorkommen, — er setzte sein Pferd in Galopp. Begeisterte Hochrufe empfingen ihn in dem Augenblick, da er die Bataillone und Eskadrone überholte, die sich in Schlachtlinie aufstellten.

Prinz Louis war mit jenem Elan empfangen worden, der von der Hingabe der Truppen an den zeugt, den sie des Kommandos würdig halten, aber die Tränen und das Schluchzen einiger Frauen, die am Wege standen, kontrastierte mit dem Jubel, der unsere tapferen Soldaten anfeuerte.

Ungeduldig, sich an der Spitze dieser Truppen zu sehen, stachelte der Prinz sein Pferd an. Ich folgte ihm unmittelbar. Plötzlich bemerkte ich am Rande des Weges eine Frau von sonderbarem Aussehen. Sie saß auf einem Rasenhügel und verbarg ihr Gesicht unter einem weißen Schleier, der ihre Züge den Blicken verbarg. Wie ihre Begleiterinnen schien sie vom Schmerz erstickt; und ich hörte das Geräusch ihres Schluchzens. Wie groß war mein Erstaunen, als der Prinz sein Pferd hastig anhielt, sich zu mir umwandte und ruckweise hervorstieß: „Nostiz! wieder diese Frau! Die weiße Frau verfolgt mich!“

Dann, im selben Augenblick jagte er im Galopp mit seinem Pferde vorwärts, wie um sich der Macht dieses geheimnisvollen Wesens zu entziehen.

In Gedanken versunken fragte ich mich, ob ich nicht jene weiße Frau, jene phantastische Gräfin von Orlamünde vor Augen gehabt, die nach einer alten Sage den Gliedern des Hauses Hohenzollern erscheinen soll, jedesmal, wenn einem von ihnen ein Unglück zustoßen wird. Ich kehrte zum Prinzen zurück, der meine Abwesenheit bemerkt hatte; da er aus der Bewegung meiner Züge erriet, daß ich das Geheimnis nicht hatte aufklären können, sah er mir fest in die Augen, legte einen Finger auf den Mund und sagte: „Schweigen“.

Die Stunde des Kampfes war gekommen.

Preußen und Sachsen marschierten zusammen auf den Feind los, dessen numerische Überlegenheit sie bald zwang, sich in ihre erste Stelle zurückzuziehen. Zwei französische Husarenregimenter, zu ihrer Verfolgung ausgesandt, bemühten sich, Unordnung in ihre Reihen zu bringen, aber die energische Haltung des Regiments Kurfürst ließ ihre Bewegung scheitern und zwang sie, umzukehren. Da hielten fünf Schwadronen sächsische Kavallerie den Moment für günstig, um das Unternehmen vorteilhaft zu eröffnen, um den Erfolg des Tages zu sichern, und stürzten sich, Prinz Louis an der Spitze, auf die französische Kavallerie.

Bald darauf fiel der Prinz im Zweikampf gegen einen französischen Husaren. Seine Leiche wurde auf das Schloß von Rudolstadt gebracht.

---

## Die verlorene Heimat.

Umrauschen auch Freuden und Glanz meinen Sinn;
Doch immer zieht Sehnsucht zur Heimat mich hin.
Den Reiz, den die Hütte der Heimat enthält,
Ihn beut so entzückend kein Ort auf der Welt!
O, Heimat, süßer Laut,
Wie klingst du lieb und traut!

Der Heimat beraubt, winkt umsonst mir das Glück.
Ach, gebt mir mein Dörfchen, mein Hüttchen zurück!
Wie süß dort das Liedlein der Vögel erklang!
Ach, hört ich doch wieder den holden Gesang!
O, Heimat, süßer Laut,
Wie klingst du lieb und traut!

---

## Die Disputation.

Ein Histörchen, mitgeteilt von **Ernst Jucundus**.

Ein Bauer, der eben vom Markte kam, fuhr in X. — es geschah dies in alter Zeit — an der Universität vorbei, als sich eben die Professoren und Studenten zu einer Disputation versammelten.

„Was gibt es hier?“ fragte der Bauer.

„Eine Disputation!“

Da stieg das Bäuerlein vom Wagen, ging in die Aula der Universität und wollte mit disputieren.

Da die Stunde des Beginns noch nicht geschlagen hatte, wollten sich die anwesenden Professoren und Studenten einen Spaß mit dem biederen Landmann machen und sagten zu ihm: „Freund, Ihr könnt mit disputieren, es kostet aber einen Taler; man stellt allerlei Fragen, und wer sie nicht beantworten kann, der hat verloren.“

Der Bauer nickte, machte seinen Beutel auf, langte einen Taler heraus und verlangte, daß die Umstehenden auch einen Taler setzen sollten.

Als dies geschehen war und ein schönes Häuflein blanker Taler auf dem Tische lag, fragte ein Professor: „Wie hat die Mutter Gottes geheißen?“

„Maria!“ antwortete der Bauer, um sofort die Frage anzuschließen: „Wie aber hat meine Mutter geheißen?“

Die Professoren und Studenten standen verblüfft und brachen endlich in ein schallendes Gelächter aus.

Der Bauer aber strich die herumliegenden Taler in seinen Beutel, zog den Hut und sagte im Weggehen: „Danke, meine Herren! Wenn Sie wieder disputieren, so lassen Sie mich's wissen!“

---

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.